



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jetta.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Jetta.



Die deutsche Wissenschaft ist elegant geworden. Wenn man unter diesem Gesichtspunkte die „Professoren-Romane“ betrachtet, wie einige Spötter die in der letzten Zeit so stark gewordene Literatur des historischen Romans bezeichnet haben, so hat man den verführlichsten Standpunkt für sie gefunden. Denn diese Produktionen für wirkliche Poesie zu erklären, für die Kunst, welche den Idealen der Zeit ihren eigentümlichen Ausdruck zu geben strebt und sich dabei Stoff und Form selbst schafft, fällt auch den so hoch gebildeten Autoren jener Bücher wohl selbst nicht ein. Ist es doch gerade im Gegenteil ihr höchstes Streben, Idealen einer Vergangenheit, einer möglichst fernen, abgeschlossenen Epoche, ganz ohne Rücksicht auf die Strömungen der Gegenwart dichterischen Ausdruck zu verleihen. Diese Epoche liegt ihnen in Folge der außerordentlichen Fortschritte der historischen Wissenschaften als offenes Buch vor Augen. Sie haben genaue Einsicht in die Kultur jener Vergangenheit, und sie erkennen den ganzen Bau und Zusammenhang ihres Geistes so klar, wie der Naturforscher die Nervenverzweigungen eines mikroskopischen Objekts anschaut. Auf dieser wissenschaftlichen Basis beruhen die — besseren — historischen Romane der Gegenwart, und ganz besonders die George Taylors. Findet man sich einmal darein, daß diese Bücher, ihres ganzen didaktischen Zweckes wegen, keine wirklich schöpferische Poesie bieten, so kann man sich nicht der Bewunderung enthalten über die Fülle des Geistes, der tiefen Einsicht ins menschliche Leben, welche hier ausgebreitet liegt. Der Erfolg seines ersten Romans, welchen der bekannte Heidelberger Professor Adolf Hausrath unter dem obigen Pseudonym in die Welt schickte, des vor vier Jahren erschienenen „Antinous,“ legt Zeugnis für die Anerkennung ab, die ihm zu teil geworden. Die lucianische Feinheit, mit der jenes Gemälde der merkwürdigen Epoche Kaiser Hadrians entworfen wurde, hat auch wirklich diese Anerkennung verdient. Dem Theologen lagen die religiösen Bewegungen am nächsten. Seine außerordentliche Kunst in der psychologischen Schilderung religiöser Gefühle, seine Geschicklichkeit, in der Fabel seines Romans die religiösen Gegensätze selbst zum Ausdruck zu bringen, die Katastrophen aus diesen erwachsen zu lassen, die gelungene Verkörperung der verschiedenen Richtungen in erdichteten Typen und dabei doch die große Treue gegen die Geschichte, welche sich in der Gestalt Kaiser Hadrians selbst bekundete: das waren ebenso viele Vorzüge seines schnell anerkannten Erstlingswerkes. In der Gestalt des träumerischen, durch die blasirte Ironie seines Herrn aus der Unschuld frommer

Gläubigkeit an den überlieferten griechischen Olymp in die Qualen des Zweifels an aller Wahrheit gestürzten Knaben Antinous herrscht wirklich ein poetischer Zug. Und schon die religiösen Gefühle allein, welche die Tiefen der Menschenbrust erregen, bringen ein erhöhtes poetisches Leben in eine Handlung, wo sie die Hauptrolle spielen. Diese Vorliebe für die Darstellung religiösen Wahnes, religiösen Fanatismus, religiöser Zustände und Bildungen bilden eine charakteristische Eigenschaft der Romane Taylors, wobei der Dichter selbst eine von jedem Dogmatismus freie Haltung einnimmt, und die Wahrheit aller Religion rein subjektiv in der Kraft des Glaubens und in der Herzensunschuld dessen, der da glaubt, erkennt. So ist es auch in seiner „Alytia,“ so auch in der vor kurzem erschienenen Zetta (Leipzig, S. Hirzel, 1884).

Aber das Glück, welches den Autor bisher begünstigte, scheint ihm in seiner letzten Schöpfung minder treu geblieben zu sein, und es ist schwer anzunehmen, daß die „Zetta“ auch nur einen entfernt ähnlichen Erfolg haben werde wie der „Antinous“ — trotz der Flut von Besprechungen, welche sie bei ihrem Erscheinen lobend begrüßte.

Geistvolle Intention wird man auch an diesem neuen Werke Taylors nicht vermissen; ja es läßt sich der Konzeption des Ganzen eine gewisse Größe, ein kühner Wurf nicht absprechen. Aber schon im Stoff und dem dadurch bedingten Interesse hält die „Zetta“ den Vergleich mit dem „Antinous“ nicht aus. Hier war der Schauplatz das kaiserliche Rom, der Mittelpunkt der Welt, mit seiner aus allen Ländern zusammenströmenden bunten Menge, das stille Tibur mit den zauberhaften Hadrianiischen Gärten oder schließlich das mythische Agypten. Hier bot die Welt das wunderbarste Schauspiel des gänzlichen äußern Friedens, aber des innern Kampfes von zahllosen religiösen Sekten untereinander, des römischen, griechischen, ägyptischen, des immer siegreicher vordringenden christlichen Kultus, über welchen Schwärmern und Mystagogen alle die weltmännische Ironie des kaiserlichen Szeptikers schwebte, der nur Eines festhielt: die antike Liebe und Bewunderung der Schönheit der Welt. Und Antinous war selbst ein liebliches Mysterium, welches mit tiefem „metaphysischen Bedürfnisse“ die Mysterien aller Kulte zu durchdringen strebt und dabei tragisch untergeht, und doch so anziehend bleibt, daß man seine Liebhaberstellung zu dem ganz antik gesinnten Kaiser vergißt. Hier hatte der Dichter Gelegenheit, abgesehen von dem dialektischen Spiel mit den seltsamsten philosophischen Theoremen, die großartigsten Gemälde einer Tierheze im Colosseum und der Hadrianiischen Gärten zu entwerfen. In welchem Nachteil steht dagegen die „Zetta“ schon dem Stoffe nach! Sie spielt etwa zwei Jahrhunderte später, zur Zeit der Völkerwanderung. Das allein sagt genug. Da bietet die Geschichte selbst nichts Fesselndes, da hat dem Autor kein Lucian mehr vorgearbeitet. Verschwunden ist alle Fülle, aller Reichtum der alten Kultur und Bildung bis auf kümmerliche Reste. Die Barbarei zieht ein. Wohl war das Christentum Staatsreligion

geworden, aber die Neubefehrten wendeten sich ab von der heitern Lebensfreude der alten Welt, halfen mit an ihrem Untergange, ohne selbst minder abergläubisch als die guten Heiden zu sein. Zudem kam der fanatische Sektengeist erst recht zur Blüte, Arianer und Nicäner befehdeten sich aufs grimmigste. Aber die Gegensätze, welche eigentlich die Welt bewegten, waren nicht rein theoretischer Art, sondern gewaltige Machtfragen. Es trat ein neues Element in die Weltgeschichte, das Germanentum. Mit ihm kämpfte Rom auf Leben und Tod. Der Mittelpunkt des politischen Lebens verschob sich an die Grenzen des Reiches, denn dort entschied sich sein Schicksal: am Rhein. Dort weilte Kaiser Valentinian mit seinem Heere und seiner Familie, da er immer beschäftigt ist, die Alemannen vom Reiche zurückzuhalten. In diese landschaftlich reizende Gegend um Heidelberg, an die Ufer des Neckar, verlegte Taylor den Ort seiner Erzählung. Der Gegensatz von Römertum und Germanentum ist das Thema derselben. Aber gemäß seiner tief aufs Innerliche gehenden Wissenschaft der Religionsgeschichte unternimmt es Professor Hausrath nicht so sehr die äußern politischen Verwicklungen in kriegerisch bewegten Bildern zu entwerfen. Das kriegerische und politische Element überhaupt spielt die geringste Rolle in der „Zetta.“ Er geht ganz in die Tiefe. Die bei Römern und Germanen durchaus verschiedene Gemütswelt, die bis in die äußerlichsten Dinge grundverschiedenen Lebensformen der beiden unternimmt Taylor in zwei kontrastirenden Typen zu veranschaulichen. In der verhängnisvoll sich gestaltenden Ehe des Germanen Rothari mit der heroischen Römerin Zetta spricht der Dichter seinen Gedanken von der absoluten Unverträglichkeit der beiden Volkscharaktere aus, wobei er auch hier eine möglichst historische Unparteilichkeit zu wahren strebt, nur daß man etwa aus der elegischen Gestalt der Heldin den Ausdruck der Trauer über die untergehende Kultur entnehmen könnte. Und auch hier scheint sein Gedanke zu sein, daß in der ungebrochenen Kraft des Naturvolkes, in seiner durch keine Reflexion zerfaserten sittlichen Energie der Grund seines Sieges über die Römer lag.

Man wird nicht umhin können, der Geschicklichkeit und Kunst, mit der Taylor die ihm durch die Wissenschaft der Germanistik und klassischen Altertumskunde gebotenen Anschauungen in bewegtes Leben umsetzt, seine Bewunderung zu zollen. Man könnte seine Methode als eine Art wissenschaftlichen Realismus bezeichnen, so konstruktiv er im Grunde vorgeht. Und diese Partien seines Buches, die Schilderung des Verhältnisses zwischen Zetta und Rothari, sind auch die gelungensten darin. In der Zetta spricht sich ein Wesen aus, welches den ganzen Stolz der Römerin, als Kind eines weltbeherrschenden Volkes, in sich aufgenommen hat. Die Erinnerung an die glorreiche Vergangenheit giebt ihr den höchsten Schwung. Sie hat sich erfüllt mit der ganzen schöngeistigen und philosophischen Bildung ihres Volkes. Sie ist als Geschöpf Taylors natürlich auch religiös gestimmt. Sie hatte die mystische Philosophie des Pytha-

goras aufgenommen, der die Harmonie der Welt, gleich dem neuern Spinoza, in mathematischen Formeln auszusprechen suchte. Mit der Schönheit der idealen Römerin vereinigt sie die Leidenschaftlichkeit einer Medea. Das priesterhafte Wesen hat sie mit ihr gemeinsam: auch sie vertieft sich in die Künste der Zauberei und sucht die Rätsel der Zukunft durch diese ihre dunkeln Künste zu entschleiern. Ganz Italienerin, ist sie pathetisch, rhetorisch, erfüllt von der größten Zuversicht in sich selbst, womit sie nicht zum geringsten ihre Wirkungen auf ihre Umgebung ausübt. In dem Germanen Rothari glaubt sie nun ihr Ideal gefunden zu haben. Sie will ihn, der sich, echt germanisch, wegen eines Familienzwistes in den Dienst des Kaisers begeben, ganz zum Römer machen. Aber die eheliche Vereinigung, in die trotz böser Ahnungen der germanische Held eingeht, gerät beiden zum Unheil. Solange Rothari nur äußerlichen Verkehr mit dem Römertum hatte, zogen ihn die feinen Formen des zivilisirten Lebens lebhaft an, und er glaubte wirklich, daß die Welt unter der Herrschaft dieser hohen Bildung nur gewinnen könnte. Aber die Natur in ihm ist stärker als seine Reflexion (ein Gegensatz, den Taylor mit Vorliebe hervorhebt). Bei dem Versuche, sich ganz und gar ins römische Leben einzuwohnen, kommt seine volle germanische Natur wie eine elementarische Kraft zum Durchbruch. Er kann nicht wohnen in den bunt und zierlich geschmückten römischen Villen: ihm fehlt sein germanisches Blockhaus. So wenig er sein Fell als Kleidung gegen die Toga vertauschen mag, so wenig liebt er die weichen Pfühle der Römer. Ihn schmerzt die Entweihung gleich der Brautnacht, in der er nach römischem Brauche von der Gattin weg zum Tempel des Mithras geschleppt wird. Das römische Familienleben ist ihm nicht keusch verborgen genug. Die römischen Götter sind ihm fremd, und er versteht Zettas Kultus und Religion nicht. Er liebt die Jagd, die Einsamkeit des Waldes: Zetta klagt über seine Abwesenheit vom Hause. Und so geht es fort: auf Schritt und Tritt neue, unversöhnliche Gegensätze. Sie sind beide abergläubisch und halten beide auf die Kunst der Zauberei, aber jeder auf eine andre. Zetta muß sich fügen und dem Manne ihrer Wahl aus der heitern, kunstvollen Villa in sein rohes Blockhaus folgen. Sie, die ihn zum Römer machen wollte, klagt nun, daß er sie zur Barbarin erniedrige. Selbst die Geburt eines Knäbleins vermag die Kluft zwischen beiden Gatten nicht mehr zu überbrücken. Wird doch das Kind der zarten Mutter gleich entrisen und dem Vater auf dem Schilde entgegengetragen.

Diese Schilderungen vom Glück und Ende des Liebes- und Ehelebens zwischen dem ungleichen Ehepaare sind die Glanzpartien des Romans, die weitere Handlung deuten wir nur kurz an. Kaiser Valentinian hat Rothari in dem Verdacht, daß er nach seinem Throne strebe; Grund dazu entsteht ihm daraus, daß der Germane im Besitz eines Helmes ist, an dessen Eigentum sich die Herrschaft, einer Sage nach, bindet. Rothari wird ermordet, nachdem auch sein Kind dem abergläubischen Treiben der Kaiserin Justina zum Opfer gefallen.

Zetta geht zu den Alemannen über, um mit ihrer Hilfe sich an den Mörderin ihres Gatten zu rächen. Um aber schließlich den in eine Falle gelockten jungen Cäsar Gratian zu retten, fällt sie selbst den Wölfen zur Beute, die ihn zerreißen sollten.

Man darf sich über diesen herben Schluß nicht wundern. Taylor ist überhaupt pessimistisch gestimmt, und diesen seinen Pessimismus erkennt man bei einiger Aufmerksamkeit bald aus dem ganzen Orchester von Weltanschauungen, welches sich in seinen Romanen vernehmen läßt. Sein Humor selbst vermag einen gewissen sittlichen Rigorismus in ihm nicht zu verbergen. Dies sind, neben der wissenschaftlichen Bildung natürlich, die im Stil vor allem überall durchleuchtet, die modernen Züge in ihm, von denen er sich nicht befreien kann, so sehr er sich auch bestrebt, ganz in der Vergangenheit aufzugehen. Wenn er sich nur etwas weniger darum bemühte! Wenn er ganz frei poetisch schaffen wollte und weniger konsequent alles dem Zwecke, ja recht historisch zu sein, unterwerfen wollte! Als ob nicht eine reichere Wissenschaft, wie doch sehr wahrscheinlich ist, selbst diese jetzigen historischen Bilder für „Erfindung“ später hinstellen wird! Was hätte die „Zetta“ gewinnen müssen, wenn er seinem didaktischen Triebe etwas weniger Spielraum gelassen hätte! Das ist eben der Fehler des genial angelegten Buches. Die ausführlichen Schilderungen einer römischen und einer germanischen Hauseinrichtung, eines römischen und germanischen Kriegsdienstes, Festungsbaues und so vieles andre dieser Art bringen eine langweilige Luft in den Roman, der sich ohnehin bei der ganzen Persönlichkeit des Autors nur langsam und bedächtig lesen läßt. Zudem verschmählt es Taylor nicht, durch seitenlange, ganz unkünstlerische, unmittelbare Schilderung der Gestalten der einzig epischen, mittelbaren, durch die Handlung und das Sichgeben der Figuren selbst wirkenden Darstellungsweise nachzuhelfen. Er zerstört so die Anschaulichkeit derselben; je geistreicher er in die Psychologie seiner Helden einführt, umso leerer geht die Phantasie des Lesers aus. Davon, daß man zu einem naiven Genuß seiner Dichtung nicht kommt, weil man sich doch immer um die allgemeinen Ideen in ihr kümmert — davon soll garnicht gesprochen werden, das liegt ja im Wesen der didaktischen Gattung überhaupt.

Es ist merkwürdig: die Einseitigkeit einer falschen Kunstrichtung kommt umfomehr zutage, je konsequenter sie ausgeübt wird. Die „Zetta“ ist ein klassischer Beleg dafür. Soviel Schönheiten sie auch enthält, so wirkt sie im ganzen doch mehr ermüdend als erfreulich. Wie lange wird wohl diese Kunstrichtung bei uns noch andauern?

